

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 46. — Sonntag, den 15. November 1931.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Von Christofhammer über den Haßberg nach Preßnitz.

Von Josef Hofner.



Christofhammer.

An der Grenze von Sachsen, im anmutigen Tale des Preßnitzbaches, siedelt der langgestreckte Kirch- und Schulort Christofhammer mit 703 Einwohnern. Der Hirschstein mit dem Haßberg im Osten, der Kunstberg im Westen mit ihren stattlichen Fichtenbeständen säumen die 105 Häuser von allen Seiten ein und haben Christofhammer zu einer besuchten Sommerfrische gemacht. Die Gegend hieß früher „Brand“ und hier erbaute 1621 Christoph Graf von Grünberg, kaiserlicher Rat und Oberberghauptmann von Joachimsthal, als er Pfandinhaber der Herrschaft Preßnitz war, einen Eisenschmelzhammer, den er zu Ehren seines Namenspatrons den „Christofhammer“ nannte, wovon nun der Ort benannt wurde. Dieser stand an der Stelle des heutigen Sägewerkes May Greißl und wurde um 1750 wegen zu vielen Holzverbrauches abgetragen. Die Eisenerze zum Christofhammer lieferten der Kunstberg, Engelsburg und Sonnenberg. Es entstand auch an der Stelle des heutigen Elektrizitätswerkes eine Drahtmühle, die von einem Leipziger, Herrn von Trischler, erbaut wurde und bis 1850 im Betriebe war.

Um den armen Bewohnern eine Beschäftigung zu geben, errichtete Kaiserin Maria Theresia im Jahre 1751 ein kaiserliches Blaufarbenwerk, dessen Bau 11 346 fl. 50 fr. kostete. Es wurden hier blaue Farbe (Schmalte) und Streufand erzeugt. Dieses Werk ging dann an Josef Karl Schmiedl, 1791 an Adrian Schlemm und 1806 an Franz Benjamin Salzer über. 1874 wurde der Betrieb eingestellt. An der Stelle des Blaufarbenwerkes erhebt sich jetzt die Spizenfabrik Schmidt u. Comp. In einem Gemölbe des Farbwerkes wurde am 8. Oktober 1786 der erste Gottesdienst in Christofhammer abgehalten. Die neue Kirche wurde am 16. September 1832 bei Schneegestöber eingeweiht. Das Altarbild „St. Christoph“ stammt vom deutschböhmischem Maler Josef Führiß; der historische Taufstein aus Zinn vom Jahre 1739 ist aus der k. k. Abtei Maria Himmelfahrt in Prag und zwei Glocken wur-

den aus der Bergkirche von Winteritz bei Raaden überwiesen. Die Schule wurde 1770 gegründet, 1838 neu erbaut und ist gegenwärtig zweiklassig. Im Jahre 1886 errichtete die Firma Franz Pohls Söhne Nachfolger aus Weipert im Anwesen Nr. 1 eine Fabrik für Trikotwäsche und Strümpfe, die vom folgenden Besitzer Anton Kreißl in eine Seidenweberei umgewandelt wurde.

Zahlreiche, besonders sächsische Gäste besuchen Christofhammer, das durch eine Straße mit Schmalzgrube in Sachsen nordwärts und mit Preßnitz südwärts verbunden ist. Der Erzgebirgsverein Preßnitz hat im Jahre 1928 mit Bewilligung der Domäne Preßnitz einen bereits bestandenen Weg von Christofhammer zum großen Haßberg der noch in der Gemeinde Christofhammer liegt, markiert. (H.) Beim Kreißl-Sägewerk überseht der Weg auf der Salzerbrücke den Preßnitzbach und leitet über den Hammerberg durch den Nadelwald aufwärts bis zur Haßbergstraße. Dort überquert er die Bezirksstraße, folgt zunächst einer Waldstraße (der schwarzen Allee), zweigt dann beim Hochwald rechts ab und steigt mit einer Abzweigung nach rechts, zum kleinen Haßberg empor. (920 Meter.) Sargähnlich

quellen hier die Basaltsäulen aus dem Boden und geben der Anhöhe ein eigenes Gepräge. Von hier biegt links der Jagdsteig zum markierten Wege ab, der nun zur Kuppe des großen Haßberges führt. Die Platte desselben ist bewaldet und hat den Höchstpunkt auf der Westseite (992,6 Meter), der durch einen Triangulationsstein gekennzeichnet ist, über dem sich eine im Jahre 1928 erbaute, 18 Meter hohe Beobachtungspyramide erhebt. Die Aussicht von hier ist überraschend. Nach Norden zu kann das Sachsenland bis zum Schlosse Augustusburg übersehen werden; gegen Osten, Süden und Westen überblickt das Auge den ganzen Saazer und Teise des Leitmeriker und Egerer Kreises. Bei günstigem Wetter wird man des



Preßnitz mit dem Haßberge.



Der Karlsbrunnen.

Weißes Berges bei Prag gewahrt. Die weiße Doppelmarke führt nun südwärts gegen Preßnitz. Durch einen stattlichen Buchenwald schreiten wir hier, eine Seltenheit in 900 Meter Seehöhe. Dann folgt Fichtenbestand und eine Waldstraße. Die benützen wir und kommen bald zu einer lauschigen Stelle: dem Karlsbrunnen. Anlässlich der Vermählung des Grundherrn Karl Buquoy am 11. Juli 1914 wurde er von Forstbeamten errichtet und erfreut in der gegenwärtigen Form jedermanns Auge. Theaterartig steigt eine Rundwand von Basaltsäulen empor. Die mittlere und höchste Säule trägt die Aufschrift: Karlsbrunnen 1914. In der Mitte des so geschaffenen Platzes wurde aus Basaltsteinen ein Becken gebildet, in dessen Mittelpunkt aus einer halbmeterigen Erhöhung ein Strahl köstlich reinen Wassers über 1 Meter emporspringt. Gern verweilt man an diesem Platz.

Von hier kommt man dann längs des Waldsaumes wieder zum markierten Weg, der nun hinunter zum roten Bach leitet. Der Volksmund erzählt, daß es hier 1429 zu einem Gefechte mit den Hussiten kam, das so blutig war, daß das Bächlein blutrot vom Blute der Erschlagenen floß. Noch sind die Feldfluren des Hölzberges zu überschreiten; da liegt auch schon in der Talmulde Preßnitz, die alte Berg- und Musikstadt. — Seit Mitte April 1930 verkehrt täglich ein Autobus mehrere Male zwischen Preßnitz und Christofhammer.

Zwischen Schwarzwasser, Mulde v. Rochau.

Aus der Vergangenheit des Jägerhauses am Ochsenkopf und seiner Umgebung.

(Fortsetzung und Schluß aus Nr. 43 der „Erzgeb. Heimatblätter“.)

Nach den Schilderungen des ersten Teiles kehren wir nun zum Jägerhaus und seiner Geschichte zurück. Die Unterkunft, die sich die Kurfürsten dort in der Waldeinsamkeit errichten ließen, ist wohl kaum ein prunkvolles Jagdschloß gewesen. Es ist sogar fraglich, ob es ständig bewohnt war, denn der bereits früher zitierte Rochauer Chronist Körner berichtet nur von einem „königlich-kurfürstlichen Jägerhaus, wo sich die Herren Forstbedienten mit ihren Untergebenen bei vorfallenden Verrichtungen zu versammeln pflegen“. Allerdings stammt diese Bemerkung aus späterer Zeit, als die Landesfürsten die Jagd in den Revieren umher als zu beschwerlich aufgegeben hatten. Neben dem Jagdhaus befand sich ein Waldgut, das zur Oberförsterei Lauter gehörte; aus ihm ist vermutlich das heutige Gasthaus hervorgegangen. Um diese beiden Anwesen entstand nach und nach die kleine Siedlung, die wir heute vor uns haben, und deren Anfänge bis in die Exulantenzeit zurückreichen sollen.

„Die Herren Forstbedienten“, an deren Spitze der Oberförster in Lauter stand, während das Rochauer Revier von einem „rentenden Jäger“ verwaltet wurde, spielten im 17. Jahrhundert eine wesentliche Rolle. Erwähnt sei, daß das gesamte Forstpersonal im Amt Schwarzenberg, zu dem nach Lehmann außer den Revieren Lauter und Rochau noch gehörten Breitenbrunn, Burkhardtgrün, Crottendorf, Mittweida, Wiesenfeld und Böhlen, etwa 300 Köpfe zählte. Die hervorragende Stellung der „Waldner“ und erst recht ihrer Vorgesetzten ist umso verständlicher, als in jenen Tagen die „edle Jägerei“ in unserer Heimat weitgehend den Ton angab, dem sich alles, auch die Geistlichkeit, die damals doch gewiß einen großen Einfluß besaß, anpassen mußte. Verschiedentlich wird uns von förmlichen Jagdpredigten berichtet, und auch der Forsthof zu Lauter ist wiederholt Schauplatz solcher Seelsorge unter Hundegebell und Rossstampfen gewesen.

Dieses frohe und laute Leben verstummte, als nach der Schlacht von Breitenfeld der Dreißigjährige Krieg sich in unser Gebirge heraufzog und die Bewohner der abgelegenen Täler und einsamen Dörfer oft genug zum geheizten Wild der verrohten Spildateska wurden. In diesen Notjahren boten die Wälder um das Jägerhaus den Geängsteten mehr als einmal Unterschlupf; ja, das Jägerhaus selbst scheint wiederholt den verantwortlichen Beamten als Zufluchtsort gedient zu haben, wobei diese durchaus nicht immer eine rühmliche Rolle spielten.

So berichtet Christian Lehmann in seiner „Kriegschronik“ im Zusammenhang mit dem aussichtslosen Abwehrkampf, den die Bewohner des Schwarzwassertaales und Rochauer Grundes in den Augusttagen des Jahres 1632 gegen die Kroaten Wenzel Holcs führten, und der unsägliches Unheil über die Aufständischen brachte: „Die Amptleute selbst stunden post principia (hinter der Front, weit vom Schuß), sahen von ferne zu, theils hatten sich aufs Jägerhaus nach der Bucka salviert und ließen die armen amptsbefohlenen in Stich und niederhauen.“ Derselbe Chronist überliefert uns auch die Namen dieser „tapferen“ Herren, es waren: „Georg Römer, Amtshauptmann, Sebalt Werner, Ampt-Schöffer zue Schwarzenberg, Friederich Türck, Ampt-Schöffer zu Grünhain, und Hans Georg Rachtalß, Oberförster in der Lauter.“ Der letzte kommandierte zu Beginn des Kampfes die Besatzung der Schanze am „Lumpicht“ zwischen Lauter und Aue und „scharmizirte eine weile mit dem Feindt, biß ihn die Kranichsfedern von Hut geschossen wurden. Do fielen auch der muth und riße auß jedermann, und wurde die Schanze müste und Unbesetzt gelassen.“ Oftmals wurden die in die Wälder Geflohenen entdeckt und von den Soldaten heimgesucht. Als im Jahre 1639 die Schweden unter Baner unsere Heimat verheerten, ereignete sich ein derartiger Ueberfall: „Zwischen der Bucka und Städtlein Aue ligt im wüsten Walt ein Jägerhaus, der Ochsenkopf genandt, dohin sich viel landtvolck mit viehe und mobilien salviert hatte. Den 13 Martii (März) fallen den armen leuten ein 30 Schwedische Pferde. Blünderden dasselbe ganz auß und nahmen mit, was Sie fortbringen können.“ Schließlich fiel das Jägerhaus selbst dem Krieg zum Opfer und wurde von den Schweden niedergebrannt.

Nachdem die Wunden jener Schreckensjahre einigermaßen verheilt waren, ließ Kurfürst Johann Georg II. das Jägerhaus wieder aufbauen und bejagte wiederholt die umliegenden Reviere. Um einen Begriff von der Wildschlächtereier jener Zeit zu geben, seien hier einige Zahlen genannt, die Christian Lehmann im „Historischen Schauplatz“ mitteilt. Am 21. August 1665 fand „in einem Raum über Schwarzenberg“ ein Abschießen statt, dessen Strecke sich auf 292 Stücke Wild belief, und acht Tage später wurden „bey der Bucka“ 48 Stücke erlegt. Und das, trotzdem der Krieg und seine Folgen den Wildbestand sicher nicht unberührt gelassen hatten. Noch deutlicher sprechen folgende Zahlen aus dem Jahre 1678. Am 29. August wurden auf Lauterer Revier insgesamt 342 Stücke abgeschossen, davon waren „67 gewogene Hirsche, darunter der schwerste 5 Centn. 42 Pf. 52 ungewogene Hirsche. 22 Spitzer. 141 Stücke Wild. 40 Wildkälber 13 Rehe. 1 Bache. 1 Hase. 5 Füchse.“ Am 7. September desselben Jahres wurden auf „der Bucka Revier“ 274 Stücke auf die Decke gelegt, und zwar: „45 gewogene Hirsche, darunter der schwerste 5 Centn. 38 Pf. 36 ungewogene. 19 Spitzer. 101 Stücke Wild. 46 Wildkälber. 14 Rehe. 11 Füchse. 1 Schwein. 1 Frischling.“ Diese Zahlen sprechen für sich selbst und lassen die weidmännischen Eigenschaften der kurfürstlichen Jagdherren nicht gerade in günstigem Licht erscheinen. Die letzte Hofs Jagd fand, wie bereits erwähnt, 1682 unter Johann Georg III. statt.

Reichlich zehn Jahre später hielt eine interessante Persönlichkeit fürstlichen Geblütes Einzug in die Waldeinsiedelei am Ochsenkopf: Herzog Wilhelm Christian von Holstein-Wiesenburg. Von 1693 an bewohnte er, zunächst zeitweilig, seit 1699 aber dauernd das Jägerhaus bis zu seinem Tode und lag von hier aus in edlerer Form als seine Vorgänger dem Weidwerk ob. Nur wenn der Herbst kam, verlegte er sein Jagdlager auf Wochen nach einem der benachbarten Fälsbacher Häuser, einer Bergschmiede, die seit Hans Schnorr gehörte, und der man ein Oberstübchen zum Aufenthalt für den hohen Gast aufgesetzt hatte. Was den Herzog in verhältnismäßig jungen Jahren — er war am 15. Januar 1661 geboren — bewog, dem Leben in der großen Welt, vor allem einer erfolgreichen Soldatenlaufbahn zu entsagen und 1699 als Generalwachtmeister den Dienst zu quittieren, entzieht sich unserer Kenntnis. Auch seine Zeitgenossen wußten anscheinend nichts darüber, da Körner nur die Tatsache berichtet: „Es haben Sr. Hochfürstl.

Durchl. Herr Wilhelm Christian, Herzog von Holsteinwiesenburg, des regierenden Herrn Herzog Friedrichs Herr Bruder in die 18 Jahre lang auf diesem Jägerhause residiret oder vielmehr Jagdlager gehalten, und den Rest dero Lebensjahre nach vielen Kriagsunruhen und Heldentaten, in dieser vergnügten Einöde zu endigen geruht. Sogar liebte dieser Herr diese Einöden und eine verunruhigende Stille, die er jedennoch mit einem kleinen Galla, welches aus den benachbarten Geistlichen bestund, manchmal abwechselte.“ Es steht zu vermuten, daß der Herzog außer mit den Geistlichen auch mit den Forstbeamten der umliegenden Orte regen Umgang pflegte. Am 23 Februar 1711 starb Wilhelm Christian von Holstein im Jägerhaus. Sein Leichnam wurde nach Kirchberg überführt „und in der Kirche daselbst solenniter beigesetzt.“

Seitdem geriet das alte kurfürstliche Jägerhaus mehr und mehr in Verfall. Noch einmal spielte es eine bescheidene Rolle als die Stürme des Siebenjährigen Krieges über unsere Heimat hinwegbrausten und die Oesterreicher sich nach der sogenannten Schlacht am 27. Mai 1759 über das Jägerhaus und Steinheidels nach Blatten zurückzogen. Dann verschwindet es aus der Geschichte.

Und heute erinnert nur noch der Name „Jägerhaus“ an die Vergangenheit, an die kurfürstlichen Jagden, die hier ihren Mittelpunkt hatten, an den hochgeborenen Weidmann, der nahezu zwei Jahrzehnte seines Lebens in der grünen Einsamkeit des weiten Bergforstes verbrachte, an Kriegsnot, die auch unsere Heimat und den Waldwinkel zwischen Schwarzwasser, Mulde und Bockau nicht verschonte. Obwohl dies Geschehen vergan-

gener Tage, Freud und Leid einstiger Menschen fast verklungen sind, eins ist geblieben: der stille, weite Wald, der heute noch grünt wie vor Jahrhunderten, dessen Fichten und Buchen sich zum lichten Himmel recken, über den weiße Wolken segeln, der leise im Herbstwind rauscht und das Lied vom Leben, vom ewigen Werden und Vergehen singt uns Menschen einer gehegten und bedrückten Zeit zum Trost. W. L.

Als Quellen für diese Skizze wurden benutzt: Dr. G. R. Landmann, Das Jägerhaus auf dem Ochsenkopf; Schwarzenberg 1927 — Dr. H. Jacobi, Von der erzgebirgischen Eisenindustrie; „Glückauf“, 8. Jahrg. 1888. — Dr. E. Köhler, Die ehemaligen Zinnseifen im Erzgebirge; „Glückauf“, 9. Jahrg. 1889. — Derl., Ein uralt'er erzgebirgischer Erwerbszweig, „Glückauf“, 11. Jahrg. 1891 — Joh. Trg. Binder, Wanderungen durch die interessantesten Gegenden des Sächsischen Obererzgebirges: 1. Wanderung; Annaberg 1844 Neudr. Schwarzenberg 1927 — Chr. Lehmann, Historischer Schauplatz; Leipzig 1699. — Derl., Erzgebirgische Kriegeschronik, nach der „Deutschen Kriegeschronik“ bearbeitet u. herausgegeben von Dr. Böhoff; Annaberg 1911.

Herbstsonne.

Herbstlicher Wald, was kündet dein Glühen?
Herbstlicher Wind, was flüsterst du zu?
Liebsträuensäden glühend ziehen
Überall Abschied mahnende Ruh'.
Und das Auge trinkt deine Strahlen
Scheidendes Licht — — — auch wir wollen heim,
Tief ins Herz willst du uns malen
Schönheit und Güte, wärmenden Schein. R. B.

Moos'n Feiertag



Dr. Kirmesgast.

Wu ihe de Kirmes'n zerand ginne, do will ich ner schnell noch emol dos Ding drzeihn, was ähner gutn Bekannten von mir an Kirmesfonnomd passiert is. Se hieß Kesel un se war von Bähme drinne raus. Ihre grüße Mad un is Kesel war'n übern Rä'machen un se hatten schie bal is ganze Häuf'l off'n Kopp gestellt. Im ganzn Dörf'l hob'n se sich bal' ne Schodn getae. Ueberol roch's äsu gut. Mr konnt sich de Nos' voll namme. Ah bänn Kesel do rochs nu ganz gut, denn dare ihre Quarkkuch'n, dos war fei was ganz Feins. War do emol e Stückl kriegt hot, dar laßt sich fei alle Finger drnoch oh. 's is fei wahr, 's is fei kahne Lügen, ah was ich ihe drzeihn tu, is wärtllich firkomme. Domols gob's halt ah noch kahne Rutverordnung. De ärmst'n Leit konntn sich noch was gänne. Na, kurz un gut, die zwä Weibsen war'n bal' fertig, ner noch is Stibel hatten se ze machen, un de Mad scheiret drauf lus wie toll. 's Kesel stand an Ufn dra un puget dra rim, se hatten de Türn alle auf un do kam fu ä schiene grüße Raß rei. Se schmieret ne Kesel im de Röck rim un tat ganz zutraulich. Die zwä Weibsen war'n ganz was in dann schien Miel. Wann muß de die sei? saht de Mad, denn in dr ganzn Nachbarschaft gobs kä sette schiene Raß. Se hob'n se nu was ogestrachelt un hätten se mög'n gleich behalten. Dos Miel tat äsu, als wärsch drhäm. Se guket fu treiharzig rim, als wollt se sogn, bei euch gefällt mirsch fei. Nocherst stellet is Kesel ä Schalle Milch unnern Ufen un mei Miel machet sich nummer. 's Kesel ging nocherst in Stall zu ihre Ziegn, de Mad scheuret vollends fertig un niemand dacht meh an dann Kesel. Ihe war de Mad fertig un hot bei sich gedacht: Warschte dir nu emol was Guts

tue un ä Stückl Kuch'n hult, dos ward aber schmedn. Se ging nu nei in dr grüßn Stub, wo se ihrn Kuch'n hiegelegt hattn un — — — do soß dos schiene Miel mitten off dann guten Quarkkuch'n un hot alles runnergefrassen. Erscht war se ganz steif vir Schraß, se bracht kä Wärtel raus vor grüßen Harzlad. Obr nocherst packt se de But, se rennet in dr Eck, wu äh Staden stand un machet off dr Raß lus. Ober do konnt'r was drelabn. Die Raß machet änn Saß un auf war se auf'n Geschirrschrankl. Do gings pauz un klirr logn ä paar Schalle in Scherbn off'n Buden. Dos war ähne Hehgogd in dare Stub rim, de Mad hatt schie bal' känn Otem meh. Do gings noch emol auf off'n Fenster, klirr, logn wieder ä paar Blumebaamle unten, obr drwisch hot se dos Luder nett. Dann Lärm hot nu ah is Kesel in Stall gehärt, die dacht, was muß de do lus sei un wie se nu zr Tür neimacht, fuhr dos schiene Miel naus wie ä Bliß un wag war'sche. Die zwä Weibsen hobn nu geheilt was is Zeig hielt, obr is war halt niemeh ze ändern. Obr ich tät's fei kahner Raß meh roten, un wenn se noch äsu schie wär, wieder emol zum Kesel off de Kirmes ze giehe. —

Muttrhänd.

Du hast mir offn Kup geleeht
de hartn, rauhen Händ,
die fleisch immr du gereecht,
bis doß dei Lam ze End.

Du hast gearbt gar manche Nacht,
host dir de Mangel ordorm.
Du hast an Arbet noch gedacht,
forz eh de bist gestorm.

Du hast gewart off gute Tooch,
gehufft off bissel Ruh.
Dr Lud nohm dir von Hals de Blooch
un schtrich de Mangel dir zu.

Iech hielt wuhl schpeter manche Hand,
die wäch war, weiß un warm,
doch kam de Lieb net meh in Brand,
mei Harz blieb kalt un arm.

Paul Simon.

Heimatbilder

sollen heute die Betrachtung über den neuen Führer von Annaberg und Umgebung beschließen. Unsere Leser werden gewiß mit Interesse in unseren beiden letzten Heimatblattausgaben den Auszug aus dem neuen Führer des Herrn Stud.-Rat Curt Langer gelesen und dabei den Eindruck bekommen haben, daß es sich hier um ein Büchlein handelt, welches gewiß geeignet erscheint, für unsere schöne Bergheimat Propaganda zu machen. Die Bilder sind sämtlich nach Aufnahmen des Ver-



Der Marktplatz von Annaberg.

fassers hergestellt, und wir wissen, daß Herr Stud.-Rat Langer über eine reiche Sammlung künstlerisch-photographischer Heimataufnahmen verfügt und immer reges Interesse für die Hebung des Fremdenverkehrs zeigt. Wir wünschen deshalb seinem neuen Führer durch die Heimat eine recht gute Aufnahme bei allen Schichten der Bevölkerung. Das Büchlein ist — wie bekannt — im „Erzgebirgsverlag Graefersche Buchhandlung“ (Herrn König) Annaberg, Markt 10, erschienen und kostet nur 1.50 M.



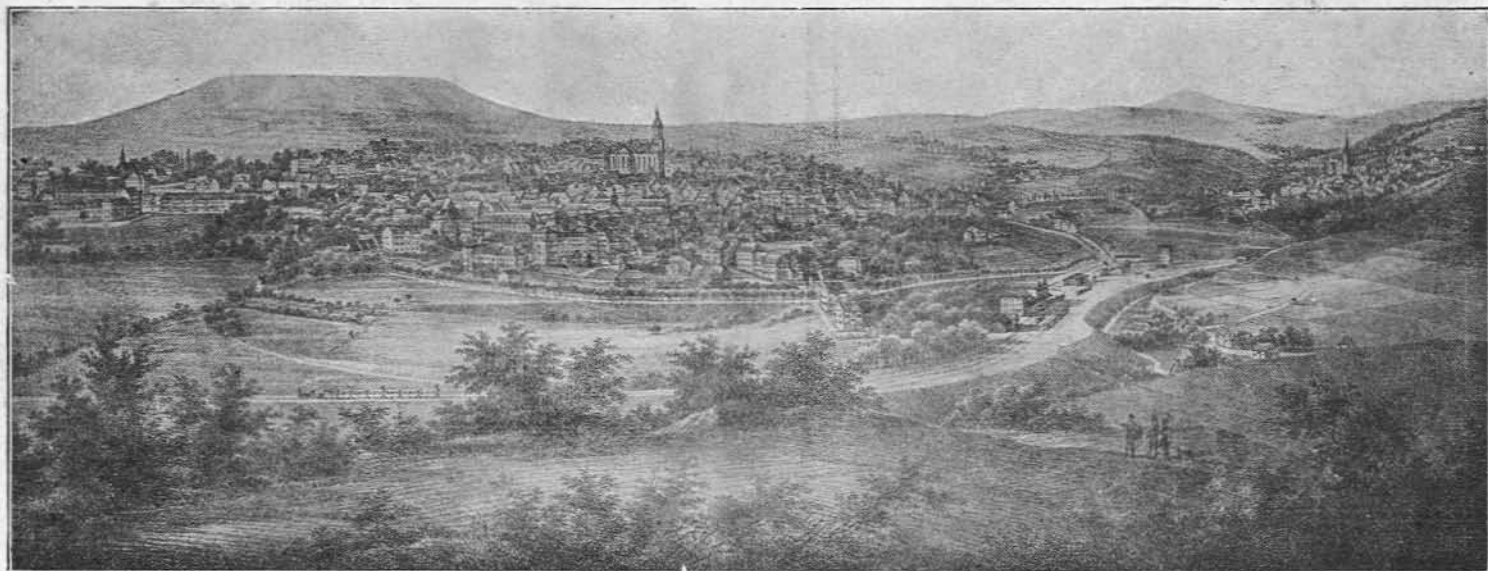
Bild links:
Das Innere der
St. Annenkirche.



Bild rechts:
Winteridyll
auf dem Pöhlberg



Bild unten:
Alt-Annaberg.
(Aus dem „D.-Z.“-
Altscheelager zum
Vergleich mit den
neuen Aufnahmen
der Stadt.)

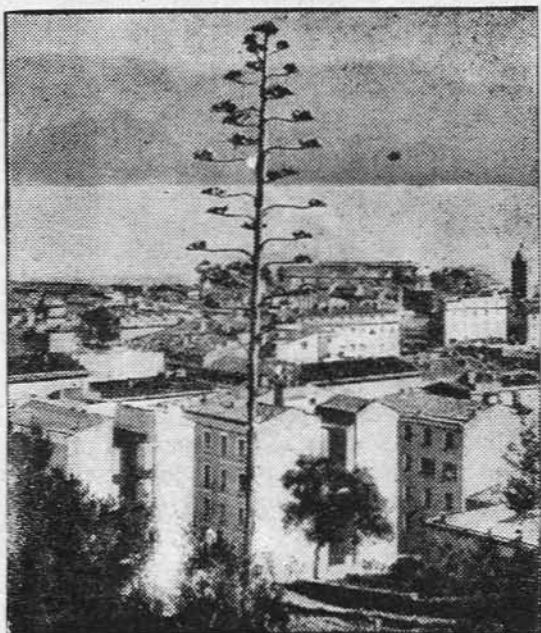




Illustrierte Wochenbeilage der „Obererzgebirgischen Zeitung“

Nr. 46. — Sonntag, den 15. November 1931.

Bilder aus aller Welt

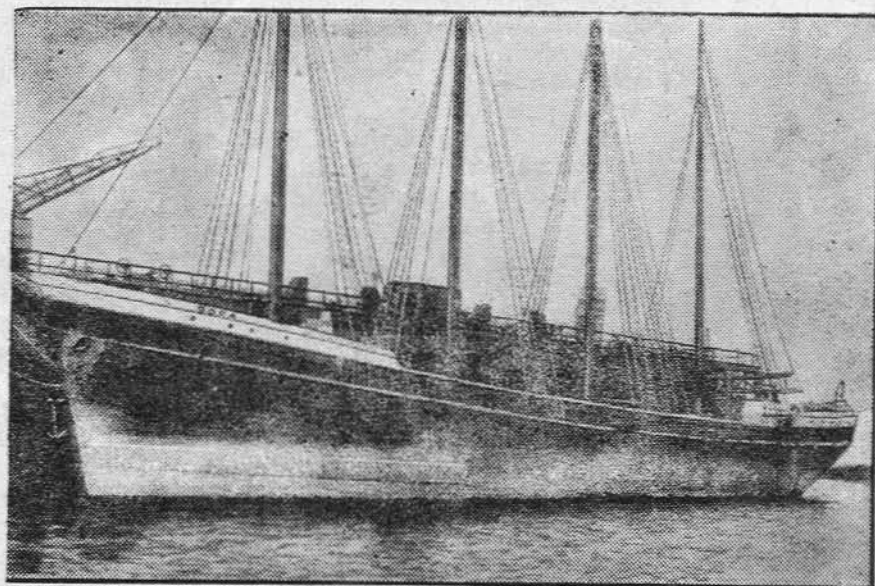


Die französische Polizei eröffnet den Krieg gegen die Banden von Korsika.

Um dem Treiben der berüchtigten korsischen Banden, die schon, wie gemeldet, mehrfach ganze Touristenautomobile ausplünderten, ein Ende zu machen, ist jetzt eine große Polizeiarmee mit Panzerautomobilen nach der Mittelmeerinself entandt worden. Kriegsschiffe bewachen alle Häfen der Insel, während die Polizeiabteilungen das Innere durchstreifen, so daß es den Räubern diesmal schwer fallen dürfte, zu entkommen. Unser Bild zeigt einen Blick auf Ajaccio, die Hauptstadt der Insel.

Ein neuer Sport.

Hockey auf Rollschuhen ist ein neuer Sport, der gegenwärtig während der Wintermonate, wo Witterung und Bodenverhältnisse die Ausübung des Landhockeys nicht gestatten, viele Anhänger gewinnt. Ähnlich wie beim Eishockey kommt es bei diesem Spiel auf die größte Wendigkeit und Schnelligkeit an.



Das deutsche „Bühnenschiff“ durch Feuer vernichtet.

Der Biermastgaffelschoner „Dora“, der zur Abwrackung im Hamburger Hafen lag, ist völlig ausgebrannt. Dieses Schiff sollte einer deutschen Schauspieltruppe unter dem Namen „Pro Arte“ als Bühnenschiff dienen, mit dem fremde Häfen angelaufen werden sollten. Wegen finanzieller Schwierigkeiten mußte der Plan jedoch aufgegeben werden. Unser Bild zeigt den Biermaster „Dora“ im Hamburger Hafen.



Die ihre Heimat verließen

Originalroman von Otfried von Hanstein.

Erster Teil.

1. Kapitel.

Grete Wendeborn ging langsam über den Gutshof, um noch einmal nach den jungen Ferkeln zu sehen. Er sah heute recht unordentlich aus, dieser große Hof mit dem Teich in der Mitte auf dem die Enten jetzt ihr Abendlied schnatterten.

Den ganzen Tag über waren in langen Reihen Erntewagen auf den Hof gefahren und geschäftige Hände hatten die trockenen Garben in den mächtigen alten Scheunen verstaubt.

Sie hatten Glück gehabt diesmal. Ein voller Monat Sonnenschein; jetzt aber sah der Himmel düster aus und es witterte von fern.

Die Knechte und Mägde waren schon vom Hof gegangen und müde in den Insthäusern verschwunden. Standen auch wohl noch in Gruppen draußen zusammen und besprachen das Erntefest, das morgen stattfinden sollte.

Grete Wendeborn hatte die Stalltüre erreicht, als ihr erst einfiel, daß sie die Schlüssel vergessen hatte. Es war auch Unförmlich, nach den längst schon erwarteten Tieren noch einmal zu sehen, nur eine innere Unruhe hatte sie über den Hof getrieben und jetzt wandte sie sich um.

Vor ihr lag die Hinterfront des Herrenhauses. Ein mächtiges, uraltes Gebäude, ein Schloß, dessen trostige Grundmauern noch auf die alten Zeiten zurückdeuteten, in denen hier jedes Gutshaus ein Vorposten der Ordensritter gegen die Polen war.

Auf den mächtigen Quadermauern des Unterstocks ein zweigeschössi-ger Fachwerkbau, überragt von einem achteckigen Turm.

Viel Zimmer, viel Gänge und Korridore, winklig geordnet. Überall kleine Treppchen und Stufen. Viel zu groß alles für die beiden, die jetzt hier wohnten: Gottlieb Wendeborn und seine Tochter Margarete.

Darum auch die meisten Zimmer unbewohnt und abgeschloffen. Im Erdgeschoß einige große Gesellschaftsräume, das Kontor und die Küchenräume. Im ersten Stockwerk das Arbeitszimmer des Rittergutsbesizers, ein paar Wohn- und Schlaf-räume für Vater und Tochter.

Freilich, während des Sommers verschmählte die zwanzig-jährige Grete ihr Jungmädchenstübchen im ersten Stock. Dann wohnte sie oben in dem lustigen, achteckigen Turmgemach, das die Schwalben umflogen, und von dem aus sie dem Storchena- paar auf der großen, nur allzu nah an das Herrenhaus ange- bauten Scheune in das Nest schauen konnte.

Gottlieb Wendeborn ließ das lachend geschehen.

Grete sah zu dem Hause hinüber. Ihre Augen hingen wie gebannt an den beiden erleuchteten Fenstern des väterlichen Arbeitszimmers, das nach dem Hofe zu gewählt war, um diesen andauernd unter seinen scharfen Augen zu haben.

Grete schien es, als sähe sie den Schatten der wuchtigen Ge- stalt ihres Vaters und dann noch den eines zweiten Mannes.

Sie preßte beide Hände auf ihr Herz. Sie war, weiß Gott, trotz ihrer zarten Gestalt kein zaghaftes Gemüt, aber heute klopfte ihr Herz.

Dort oben hinter jenen Fenstern stand in diesem Augenblick der junge Inspektor Günter Schellhorn und hielt bei ihrem Vater um ihre Hand an.

Morgen früh wollte Gottlieb Wendeborn abreisen, um nach getaner Erntearbeit ein Bad aufzusuchen, heute war er wegen des prächtigen Wetters und der gefüllten Scheunen in glänzen- der Laune.

Schnell hatte Günter Schellhorn sich vor einer halben Stunde entschlossen, hatte Grete an der Haustür getroffen, sah selbst ernst und feierlich aus

„Wo willst du hin?“

„Zu deinem Vater. Morgen verreise ich, ich halte fünf Wochen der Einsamkeit und des Bangens nicht aus.“

Einen Augenblick hatte Grete überlegt, dachte daran, wie gerade an diesem Tage ihr Vater den jungen Inspektor, den er längst vollständig als zur Familie gehörig betrachtete, gelobt hatte. „Ich reise ganz ruhig, lieber Schellhorn, ich überlasse Ihnen alles und weiß, ich könnte es keinen besseren Händen an- vertrauen.“

Gretes Augen weiteten sich. Jetzt standen beide Männer am Fenster, sie sah ganz deutlich heftigere Bewegungen der Sprechenden, dann war nur noch ihr Vater allein, strich einige Male mit der Hand über die Stirn, trat vom Fenster zurück, und das Licht im Zimmer erlosch.

Günter Schellhorn war eine Viertelstunde vorher in das Zimmer getreten. Gottlieb Wendeborn stand neben dem Schreib- tisch. Er hatte sich vom Diener eine Flasche eisgekühlten Rhein- wein bringen lassen und trank durstig mehrere Gläser. Auch er war den ganzen Tag über nicht aus dem Sattel gekommen, aber auf seinem Gesicht lag ein befriedigtes Lächeln.

„Was gibt es, lieber Schellhorn, Sie sehen ja ordentlich feierlich aus. Heute Abend noch einmal im schwarzen Rock?“

Da sagte sich Günter ein Herz. Er sprach in warmen, männlichen Worten von seiner großen Liebe zu Grete, von dem Vertrauen, das ihm auch der Vater entgegenbrachte und bat um ihre Hand.

Immerhin, er durfte es wagen. Er war ja selbst aus guter Familie, Sohn eines Großkaufmanns aus Königsberg, und hatte sogar einige Semester Landwirtschaft studiert.

Gottlieb Wendeborn hatte ihn ausreden lassen, ohne ein Wort zu sprechen.

Er hatte ein sehr energisches, oft hartes Gesicht. Aber jetzt lag ein weicher und zugleich ein tief trauriger Zug auf ihm. Er ging einige Male im Zimmer auf und nieder, dann blieb er am Fenster stehen und sagte, indem er leise den Kopf schüttelte:

„Von alledem habe ich gar nichts gewußt. Sie haben bereits mit Grete gesprochen?“

„Ich kann es nicht leugnen.“

„Sehr, sehr schade.“

Wendeborn sagte diese Worte eigentlich mehr zu sich selbst, aber Günter fuhr auf.

Er war seiner Sache so sicher gewesen, er hatte gefühlt, daß auch der Vater ihn gern hatte.

„Herr Wendeborn —?“

„Ich bin sehr traurig, mein lieber Herr Schellhorn, über das, was Sie mir gesagt haben.“

Es hat keinen Zweck, wie die Kaze um den heißen Brei herumzugehen. Wir sind Männer. Mit kurzen Worten: ich kann Ihnen meine Tochter nicht geben.“

„Aber warum? Ich denke, ich habe Ihnen bewiesen, daß ich die Landwirtschaft verstehe — meine Familie —“

„Ihre Familie kommt gar nicht in Frage.“

„Sie haben andere Absichten mit Ihrer Tochter?“

„Ich würde meinem Kinde niemals eine Verbindung auf- drängen wollen.“

„Aber dann?“

„Erlassen Sie mir die Antwort.“

„Nein, Herr Wendeborn, mein Lebensglück steht auf dem Spiel, warum weisen Sie meinen Antrag zurück?“

„Ich möchte ungern sprechen.“

„Nein, jetzt habe ich ein Recht, zu verlangen —“

„Wenn Sie nicht anders wollen.“

Er kam auf ihn zu und legte ihm beide Hände auf die Schultern.

„Lieber Herr Schellhorn, ich würde niemals an die Sache gerührt haben, aber jetzt zwingen Sie mich selbst. Sie sind drei Jahre in meinem Hause. Sie werden verstehen, daß ich mich, ehe ich Sie bei mir aufnahm, sehr genau nach Ihnen erkundigt habe. Ich kenne Ihr ganzes Leben und schätze, was Sie in den letzten fünf Jahren Ihres Lebens geleistet haben, aber ich weiß auch, was vor sechs Jahren in Berlin geschehen.“

„Unter war totenbleich geworden und starrte ihn an, dann ließ er sich in einen Stuhl fallen.“

„Sie haben recht. Ich war damals ein junger Mensch von einundzwanzig Jahren, zum erstenmal allein in der Großstadt. Ich bin in schlechte Gesellschaft gekommen, lernte zum erstenmal Frauen kennen.“

Er stand auf, die Note war in sein Gesicht zurückgetommen und während er sprach, gewann seine Stimme immer mehr männliche Fassung.

„Ich habe damals eine große Zummheit begangen. Ich habe mich hinstellen lassen, das Vertrauen meines Chefs zu täuschen. Ich habe geduldet. Seitdem sind fünf Jahre vergangen. Ich habe in diesen Jahren nichts gearbeitet. Sie wissen nicht, wie ich selbst wegen meines jugendlichen Gelittens habe. Ich weiß, ich bin jetzt ein gefestigter Mann.“

„Ich weiß das alles. Sie können überzeugt sein, wenn ich nur einen Funken Vertrauen gegen Sie hätte, würde ich jetzt nicht auf fünf Wochen verreisen und Ihnen mein ganzes Eigentum überlassen.“

„Aber dann?“

„Herr Schellhorn, mein Eigentum kann ich Ihnen anvertrauen, aber mein Kind —“

Jetzt stieg Guntter das Blut dunkelrot in die Wangen.

„Fühlen Sie denn nicht, daß Sie ungerecht sind?“

„Nennen Sie es ungerecht, niemand kann für seine Gefühle. Ich werde nie meine Tochter einem Manne zur Frau geben, der einmal —“

„Im Gegensatz gefeiert hat, sprechen Sie es ruhig aus, im Gegensatz gefeiert, weil er jung und bumm und allein in der Großstadt. Weil er keinen Freund zur Seite hatte, der ihn warnte, weil seine eben erwachten Sinne heiß waren und er den Verstand verlor unter der Hand jener Weiber, in deren Gesellschaft die Freundschaft ihn schlepten, und deshalb ist er nun verdammt für sein ganzes Leben? Abgebüßt hatte er vor dem Gericht, ehlich gearbeitet, aber er bleibt trotzdem sein Leben lang ein minderwertiger Mensch! Weiß Gott, es ist kein Wunder, wenn sie rückfällig werden, die einmal gestraucht sind, sie dürfen ja doch nicht mehr sich als anständige Menschen fühlen!“

Schneen durch meine rastlose Arbeit Ihr Gut zu verwalten, dafür bin ich zu gebrauchten, aber als Mann ich bleibe ich doch in Ihren Augen ein Gebrauchsartikler für immer.“

„Bleiben Sie ruhig, Sie müssen doch einsehen?“

Guntter lachte laut auf.

„Einschauen! Sogar, ich sehe ja ein, daß Sie recht haben, daß ich ein Verbrecher bin. Es ist selbstverständlich, daß ich morgen früh Ihr Haus verlasse. Ich will Ihnen nicht zumuten, daß Sie einen Verbrecher zu Ihrem Vertreter einsehen. Prüfen Sie nur genau nach, ob ich Ihnen nichts geliehen habe, ehe ich gehen. Wenn Sie nach ein paar Jahren irgendwo in der Zeitung lesen, daß ein gewisser Schellhorn wieder im Gefängnis sitzt oder auf der Landstraße verurteilt, dann sind Sie schuldig, Sie ganz allein mit Ihrem doppelten Maß.“

Guntter ging nach der Tür und schlug die hinter sich zu. Gottlieb Mendeborn stand einen Augenblick neben dem Schreibtisch. Er nickte kurz mit dem Kopf, als wollte er seine Gedanken bestätigen.

„Gut, daß er sich so gehen ließ. Galt glaubte ich mich im Unrecht.“

Er löste das Licht und ging in das Wohnzimmer hinüber, um mit seiner Tochter zu reden.

„Gute ging langsam über den Hof. Seitdem drüben das Licht erloschen war, fühlte sie, daß die Unterredung zu Ende war. Ihr war merkwürdig ängstlich zumute. Warum hatte der Vater sie nicht hineingeführt?“

Die Hinterlist des Gutschaulkes wurde aufgefressen, Guntter Schellhorn trat heraus und ging quer über den Hof dem großen

Stallgebäude zu, in dessen Giebel das Erkerfenster lag, das der Inspektor bewohnte.

„Gute stand auf dem Hof, konnte sein dunkelrotes Gesicht natürlich nicht sehen, wohl aber seine hastigen Bewegungen. War es oben nicht gut gegangen? Auch sie war vollständig überzeugt gewesen, daß ihr Vater Furcht und einwilligen würde.“

„Guntter.“

Er stand still, sah sich um, erkannte sie.

„Gut, Sie sind Mendeborn?“

„Nicht, jetzt war eine wilde Bitterkeit in seiner Stimme, die sie erschreckte.“

„Was ist denn geschahen?“

Er trat dicht an sie heran und fließ hart hervor:

„Befrieden Sie sich nicht durch meine Gegenwart.“

„Was soll das heißen?“

„Daß man einem Epheuben, einem Verbrecher, einem Mann, der im Gegensatz gefeiert hat, nicht die Hand seiner Tochter gibt. Geben Sie wohl.“

Er drehte sich um, sein ganzer Körper schien trampfhaft zu arbeiten, ein Schlußstein lag in ihm auf, das er gewalttätig zurückdrängte, wie ein Junge rannte er über den Hof und verschwand in dem Stallgebäude.

„Wie gelächelt stand Guntter mitten im Hof. Sie begriff nicht, sie stand etwas Unglaublichem, etwas Furchtbarem gegenüber. Sie hatte das Gefühl, plötzlich irre zu werden.“

„Gute!“

Die Hinterlist des Herrenhauses wurde geöffnet, der Rordor war hell erleuchtet, in der Tür stand breitbeinig, maßig die Gestalt des Gutschaulkers.

„Vater.“

Gut aufzuweinen flüchte sie auf ihn zu, fiel fast zu Boden mit ihren wartenden Knien. Er fing sie auf.

„Vater, was ist mit Guntter?“

Mendeborn legte den Arm fest um sie.

„Komm mit in das Haus, es ist nicht nötig, daß die Dientboten es erfahren.“

Er zog sie fast die Treppe hinauf, dann standen sie einander im Wohnzimmer gegenüber.

„Was ist denn nur mit Guntter geschahen?“

Der Vater strich ihr mit der Hand über die Stirn.

„Hast du ihn wirklich so lieb?“

„Ja, Vater, so unendlich lieb.“

„Sie war in den Stuhl gesunken und der Vater sah ihr gegenüber. Er hatte ihre Hand erfaßt und sprach auf sie ein, er erzählte ihr alles, während die Tränen über ihre Wangen rollten.“

„Wie konnte ich, Vater, wie konnte ich! Er ist der beste Mensch von der Welt, und wenn er tausendmal als Sklave etwas Unrechtes tat — wir wären glücklich geworden.“

Die Nacht war hereingebrochen. Gute hatte sich losgerissen und war hinauf in ihr Zimmer geeilt, in das achteilige Turmfenster, zu dem nur eine Wendeltreppe emporführte, die in einem unbewohnten Zimmer des zweiten Stockes ihren Anfang nahm.

Gute hatte die brennende Kerze — elektrisches Licht gab es hier noch nicht — auf den Tisch gestellt und sich dann im trampfhaften Schluchzen auf ihr Bett geworfen.

Drüben in dem kleinen Erker über dem Stallgebäude brannte eine kleine Spiritusglimmlampe. Guntter Schellhorn hatte lange am Fenster gestanden und hinausgeschaut, hatte ganz oben die Turmfenster hell werden sehen. Dort war sich selbst. Jetzt hatte er wieder unrecht gehandelt. Als

Wendeborn war er zu Wendeborn gekommen, als ein willkürlich war er gegangen. Jetzt hatte er alles verschüttet, was vielleicht doch noch langsam hätte werden können.

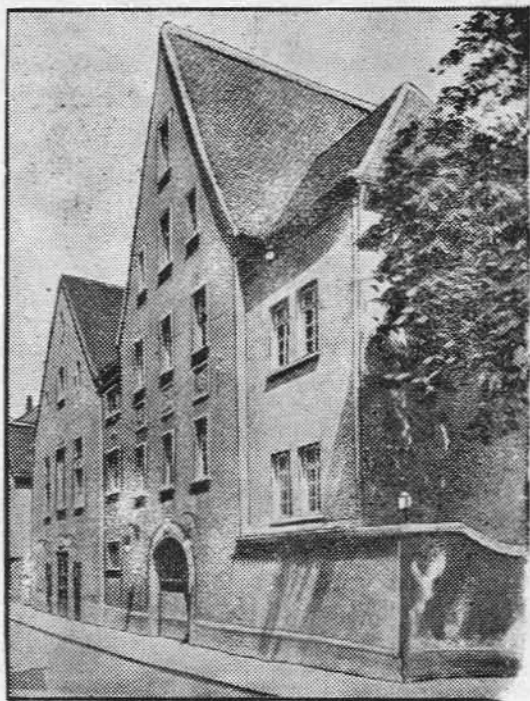
Bilder aus aller Welt.



Vor 700 Jahren starb die Heilige Elisabeth.

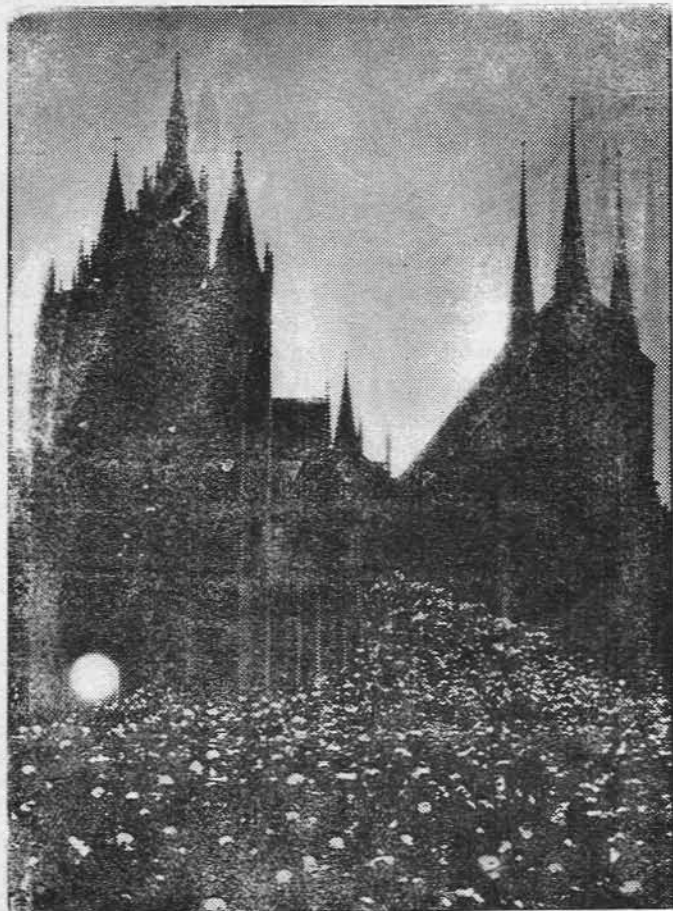
Am 19. Nov. 1231 starb die Landgräfin von Thüringen, die Heilige Elisabeth. Unser Bild stellt die Erzählung vom Rosenwunder dar: Im Korb der Landgräfin verwandelte sich Brot,

das sie gegen den Willen ihres Gatten zu den Armen tragen wollte in Rosen, als der Landgraf sie traf und fragte, was sie im Korbe trage. — Das Gemälde stammt v. Julius Merefz.



150 Jahre Ulmer Stadtheater.

Das Stadttheater von Ulm, eine Kunststätte von reicher Tradition, die viele berühmte Schauspieler in ihren Mauern sah, kann in diesen Tagen auf ein 150jähriges Bestehen zurücksehen.



Martinstag in Erfurt.

Alljährlich am Abend vor Martin (10. Nov.), dem Geburtstag Martin Luthers, findet in der alten Lutherstadt Erfurt ein Festzug mit Fackeln statt, an dem jung und alt teilnimmt. Unser Bild zeigt einen Blick auf den Fackelzug vor dem Dom und der St. Severi-Kirche.



Dem Andenken eines Opfers der Nobile-Expedition. Die Enthüllung des Denkmals für den Nordpolforscher Malmgren in Uppsala.